

Elke Lorenz

# Machtworte

Roman

LESEPROBE



mitteldeutscher verlag



Elke Lorenz, geb. 1950, studierte Journalistik in Leipzig und arbeitete danach drei Jahre lang in einer Kreisredaktion. Es folgten erste literarische Arbeiten. Nach der Wende war sie verantwortlich für die Presse- und Öffentlichkeitsarbeit der Stadt Bautzen. Seit 2009 widmet sie sich wieder vermehrt ihrer schriftstellerischen Arbeit. „Machtworte“ ist ihr Debütroman. Elke Lorenz lebt in Wuischke am Czorneboh bei Bautzen.[Elke Lorenz](#)

# I

Ich brauche ein Kind für diese Geschichte. Ein Kind, einen Mann, eine Frau. Alles andere wird, meine ich, am Rande bleiben können. Wichtig sind mir nur diese drei. Ich habe mich weit genug entfernt von ihnen, das Kind, der Mann, die Frau sind mir fremd. Jede Erinnerung an sie ist Spiel, mein Spiel, in dem ich ihnen immer nur meinen Text vorsagen kann, und der kommt aus einem anderen, späteren Geschehen. Das Kind also in dieser Geschichte ist das Kind. Es hat immer recht. Es ist schuldlos. Die Frau ist die Frau in der Geschichte. Sie hat immer recht. Sie ist schuldlos. Der Mann in dieser Geschichte ist der Mann. Er hat immer recht. Er ist schuldlos.

Ich schreibe diese Sätze auf das Papier und staune. Immer wollte ich schreiben. Immer war anderes zu tun, Wichtigeres, Lebenswichtiges. Man muss nicht schreiben, wenn es ums Leben geht, da muss man fürs Leben sorgen, sein eigenes und das seiner Kinder zum Beispiel. Ich glaube denen nicht, die sagen, sie könn-

ten nur leben, wenn sie schreiben. Sie würden anders leben, aber leben würden sie schon. Nun schreibe ich also, und als Erstes sind es diese Worte vom Rechthaben und Schuldsein und Unschuldigsein und Richtig und Falsch. Als hätte ich mein Leben lang unter Anklage gestanden.

Wenigstens muss ich nicht reden darüber. Unmöglich, darüber zu reden. Immer sind es die falschen Worte, der falsche Ton, am falschen Platz, nie fügen sie sich zu dem, was man eigentlich meinte, und immer verstehen alle etwas anderes, Ihres.

Schreiben vielleicht, das kann gehen. Aber dann soll man auch wieder reden mit denen, die es gelesen haben. Dabei hat man doch alles gesagt.

Also der Mann. Die Frau. Das Kind. Das Kind, es ist ein Mädchen. Es oder sie, egal von nun an.

Als das Kind den Mann und die Frau als Mutter und Vater begriff, lebten sie in einem Dorf, das, gebettet in Felder und Wiesen und umsäumt von Wäldern, einen Berg hinaufwuchs, der sich gegen ein Felsengebirge lehnte. Eigentlich muss ich nicht sagen, dass das Dorf sehr schön war, jedes Kindheitsdorf ist schön, aber es

blieb es auch, als ich Jahre später mit alten Augen nun dorthin zurückkehrte, staunend, dass alles so anders ist, kleiner sowieso, irgendwie aber auch erbärmlich, und ich erbarme mich.

Das Haus also, in dem das Kind geboren wurde, lag in der Mitte des Ortes an einer langen Straße, die sanft, aber stetig steiler und steiler anstieg und die Häuser im Tal mit dem Oberdorf verband. Die Alten liefen die Straße zu Fuß hinauf und schoben dabei, den Oberkörper gebeugt, die Arme weit nach vorn gestreckt, ihr Fahrrad vor sich her. Nur die Kinder schafften es, mit schwerem Tritt und keuchendem Atem ohne abzusteigen oben anzukommen an der alten Linde. Sie war, schien dem Kind, der schönste Baum im Dorf. Im Frühjahr brachen aus ihren Knospen die Blätter hervor, nicht grün, sondern licht wie die Sonne selbst, im Sommer strömte der Duft der Blüten an windigen Abenden hinunter bis in das Haus, in dem das Kind in seinem Bett wartete auf seinen Schlaf, und im Herbst trotzten die nun gelben Blätter dem Sturm noch, wenn die anderen Bäume längst laublos waren. Bis der raue Reif die kahlen Zweige in ein eisiges, weißes Spitzenkleid gehüllt hatte, saßen

oder standen die Männer unter ihr vor der Kneipe, manchmal bekamen die Kinder von ihnen ein großes Glas Fassbrause geschenkt, oder der Wirt gab ihnen davon, wenn sie schon etwas faulig schmeckte und wegmusste.

Von dort oben an der Linde war es nur einen kurzen, dem Kind immer lieben Weg weit durch eine Wiese in den Wald hinein. Sie duftete nach den Blumen, die im Jahreslauf auf ihr wuchsen, Löwenzahn, Glockenblumen, Margerite inmitten von filigranen Gräsern, dem frischen Gras bei der Mahd, dem süßlichen Heu. Im Herbst schließlich trug der Wind den schweren, erdigen Geruch vergilbender Blätter und Gräser noch ein Stück hinein in die dunklen Fichtenwälder, die alles Licht verwahrten in ihren dichten Zweigen. Nicht lange lief das Kind durch den Wald, bis sich der Abgrund vor tief sich spaltenden Felsenschluchten auftat und dahinter, fast aufrecht in den Himmel ragend, gewaltige und trotzdem leicht und bizarr wirkende Gesteinsgestalten, die dramatische Kulisse für einen breiten Fluss, der, weiße Dampfschiffe und lange Lastkähne tragend, tief unten sich langsam und sanft durch das Tal wand.

An den Felsen haben die Jungen des Dorfes sich im Sommer zu ihren Mutproben versammelt, wer beim Klettern zauderte und abrutschte und dabei gar in Todesangst nach der Mutter rief, war für alle Jahre verlacht. Das Kind war da froh, ein Mädchen zu sein, das nur zusehen musste und die Jungen zu rühmen hatte. Nie wäre sie auf einen Felsen gekrochen. Schon wenn sie durch den Schwarzen Berg im Ort gehen musste, eine Felsenschlucht hinunter zu einem flachen, aber wilden Fluss, auf dessen anderer Uferseite das Haus der Großeltern stand, konnte sie vor Angst kaum noch atmen. Der steile Pfad zum Talgrund war von der Straße weg in den Stein gehauen und ersparte den langen Weg um den Felsen herum, er war schmal und glitschig. Wasser sickerte durch die offenen Adern der dick mit Moos bewachsenen Felswände, rann durch das Geflecht aus Pflanzen und Wurzeln hinunter zum Fluss, feucht und dumpf und nie von einem Sonnenstrahl besänftigt stand die Luft zwischen den Granitsteinen, legte sich in jede Pore ihrer Haut, die Angst schnürte ihr den Hals zu. Nur schnell hier fort wollte das Kind, rannte fast hinunter und riss sich, weil es nicht achtgab, Schultern und Arme an den Steinwän-

den, um bloß bald am Fluss zu sein, durch den man im Sommer gleich hindurchlaufen konnte zum Haus der Großeltern und dahinter in die wieder sonnen-duftenden Wiesen und Felder hinein.

Erst viele Jahre später, sie hatte in einer Gondel hoch über einer Bergschlucht schwebend gemeint, vor panischer Angst ersticken zu müssen, erzählt ihr die Frau, was das noch sehr kleine Kind damals sofort vergessen musste. Die Hände in die Korbwand des Kinderwagens gekrallt, die Augen weit aufgerissen nach vorn in den Abgrund starrend, war es schreiend diesen Weg immer schneller werdend hinuntergerast über die vereisten Steine und Stufen springend, nachdem sich die Bremsen des Gefährtes oben auf der Straße im Rücken der Frau, unbemerkt von ihr, gelöst hatten. Wohl im letzten Augenblick, bevor der Wagen mit dem Kind die Felsen hinabgestürzt wäre, haben Jungen, sie schlinderten die von ihnen zur Todesbahn ernannte Schlucht hinunter, den Wagen festgehalten. So blieb das Kind zufällig im Leben, aber die Furcht vor Abgründen und Tiefen hatte sich in ihm eingebrannt.

Das Dorf, so schien es dem Kind, war bewohnt nur von den vielen Verwandten und deren Freunden, nie-



mand und nichts war hier fremd. Der Wind, der durch die Bäume am Haus strich und dem das Kind in seinem Bett liegend nur folgen musste, um in den Schlaf hineinzufinden, jeder sanft bis ins Herz schwingende Glockenton von der nahen Kirche, die zu betreten der Mann dem Kind streng verboten hatte, jeder Hahenschrei, der den Morgen aus dem Dunkel zog, der Duft frisch umgepflügter Erde hinter dem Haus, wenn warmer Regen die Poren des Bodens geöffnet hatte, alles sprach zu dem Kind, alles gehörte ihm. Konnte das Kind nicht hinaus, kniete es auf einem Hocker vor dem Fenster in der Küche und blickte, umhüllt von sicherer Nähe und wohligem Geborgensein, weit über Felder von gelb blühendem Raps oder duftendem Korn bis zu den bewaldeten Bergen am Horizont.

Schon bin ich an den Punkt gekommen, an dem zu klären ist, was ich in dieser Geschichte will. Warum kann ich nicht einfach sagen, das Kind bin ich. Ich bin das Kind. Aber was habe ich denn schon noch mit dem Kind gemein? Ich will mich da so weit wie möglich heraushalten. Es wird nicht viel zu reden sein von mir. Aber nun doch dies: Jener Anblick ist für mich

immer und ewig das Maß für einen glücklichen Ort geblieben. Meine Augen hatten dieses Bild irgendwohin in meinen Kopf kopiert und als Sehnsucht gespeichert, ohne dass ich wusste, wo es entstanden war, und erst viele Jahre später, wenn ich zum ersten Mal wieder vor diesem Kinderfenster stehe und hinaussehe und mich eine längst vergessene Geborgenheit umhüllt, erkenne ich es. Und meine Augen offenbar hatten mich, als ich viel später einen Ort zum Leben suchte, in jenes Haus in einem ganz anderen, weit entfernten Dorf geführt und zu bleiben geheißen: gelbe Rapsfelder vor den Hügeln, in der heißen Sonne schon nach warmem Brot duftende Kornfelder und wilde Blumenwiesen bis an die bewaldeten Berge am Horizont. Ich hatte dieses Bild aus den Kindertagen wiedergefunden, das ich längst vergessen hatte. Immer glaubte ich, frei genug zu sein, von diesem, wie mir schien, beliebigen Ort, an dem ich mich niedergelassen hatte, auch jederzeit wieder weggehen zu können. Nie habe ich es gekonnt. Nun weiß ich, dass ich dort werde bleiben müssen. Oder ich kann jetzt gehen und ihn überall hin mitnehmen.

Die Frau wirtschaftete hinter dem Haus in ihrem großen Garten, in dem alles wuchs, was man brauchte. Sie konnte es ernten, in Gläsern und im Keller lagern, an Kaninchen oder Schweine verfüttern. Nur ganz in der Ecke wuchsen ein paar Blumen, Löwenmaul, Astern, Margeriten, mehr nicht. Am liebsten aber waren dem Kind die zarten Schneeglöckchen, Märzenbecher und Krokusse, die die Frau nie in die Erde gebracht hatte, die mit den Mäusen aus den benachbarten Gärten zu ihnen gewandert waren und nun, immer wieder überraschend, irgendwo durch den noch kalten Boden brachen. Das Kind nahm sich jedes Jahr wieder vor, die anrührenden reinen, weißen oder grünbesäumten Glocken nicht zu vergessen, doch dann wuchs das üppige Gras darüber und bald waren auch noch die grünen Samenballons verschwunden, in die sich die verblühten Glocken verwandelt hatten, und nichts erinnerte mehr an sie. Auch das Kind wusste nicht mehr, wo sie sich gezeigt hatten. Es pflückte immer wieder einen neuen Strauß mit Wiesenblumen, legte sich eine Sonne aus zum Kranz gewundenen Löwenzahnblüten aufs Haar, erntete mit der Frau zusammen Salat, Gurken und Kartoffeln, aß die Früchte,

die gerade reif waren. Wie alle anderen ging die Frau mit dem Kind in den Wald, Pilze suchen, Beeren pflücken und Kräuter sammeln für den Tee, von dem sie jeden Tag eine große Kanne aufbrühte. Zum Pilzesuchen und Holzmachen für den Winter kam auch der Mann manchmal mit.

Man sprach miteinander auf der Dorfstraße, wenn man sich zufällig traf, kurz und belanglos ernst die Männer (denn um länger zu reden, laut zu werden und sich auf die Schultern zu klopfen, brauchten sie die Kneipe), wortreich und nur scheinbar über Umwege aufs Ziel los sprachen die Frauen. Hatten sie erfahren, was sie wissen wollten, fiel ihnen wieder ein, man habe doch keine Zeit.

Alles war an seinem rechten Platz hier, wie es zu sein hatte in dem Paradies des Kindes.

Aber war es je das Paradies des Mannes gewesen? Und wie viel will ich eigentlich wissen von ihm? Und müsste ich dann nicht auch wieder die Geschichten davor und dahinter und daneben noch kennen? Wie bei dieser hölzernen, bunten, lackbemalten Matroschkapuppe: Öffnet man ihren Bauch, steckt in

ihm die nächste Figur, etwas kleiner nur, aber ebenso bunt, und auch sie lässt sich öffnen und eine weitere Puppe kommt hervor, und wieder und wieder und noch einmal, bis eine nicht mehr teilbare, winzige übrigbleibt, die aber noch immer der ersten, größten Puppe gleichsieht, die sie alle in sich trug. So müssten eigentlich Geschichten sein. Aber immer nimmt man sich die eine große Puppe her und erzählt von ihr und ich staune, warum man genau diese Geschichte schreibt, nicht etwa eine ganz andere.

Einmal habe ich ein Buch gelesen, das mich zum Weinen berührt hat. Es erzählt von einer Vaterfamilie, die Geschichte der Mutterfamilie bleibt immer am Rande liegen, denn die Vatergroßmutter meint, die Mutterfamilie sei unwichtig, nichts Besonderes, was hätten die schon erlebt und auszuhalten gehabt. Und dann liest man in einem Satz, dass die zwei Partisansöhne der immer gebeugt und stumm in der Ecke sitzenden alten Muttergroßmutter erschossen worden sind. Aber das war nicht der Rede wert. Immer sind es die gleichen Geschichten, die in einer Familie erzählt werden und sich nach vorn drängeln, jeder kennt sie längst und doch werden sie wieder und wieder er-

zählt, und immer sind es die gleichen Geschichten, über die man schweigt. Aber sie flüstern und raunen sich dann doch hervor.

Der Mann erzählte dem Kind niemals Geschichten aus seiner Kinderzeit. Er erzählte nicht, dass er im Armenhaus des Dorfes aufgewachsen ist, ein Zimmer und eine Küche zu ebener Erde, oben ein unbeheizbarer Raum vollgestellt mit Betten zum Schlafen für die Familie mit den sieben Kindern. Haben sie sich hier angstvoll verkrochen unter der Bettdecke, um das Verröcheln des sterbenden Vaters nicht mehr hören zu müssen, seine Lungen nur noch ein Klumpen aus Steinstaub? Nur die älteren Brüder erinnerten sich manchmal, wie schön es war, wenn sie durch die Felder und Wiesen zum Steinbruch hinter dem Dorf rannten, in der Hand das Kochgeschirr mit dem noch warmen Essen für den Vater, und wie sie dort mit ihm gesessen haben inmitten der gesprengten und von schweren Meißelschlägen gespalteten Felsbrocken und den derben Sprüchen der Männer zugehört und mit ihnen darüber gelacht haben, obwohl sie doch manches gar nicht verstanden. Und einmal nur erzählte er ihnen hier von seinem großen Traum, in

die Eisenbahn zu steigen, die in ihrem Dorf hielt, und weit weg zu fahren. Schon als Junge habe er sich das vorgestellt, wenn er seinem Vater, dem Großvater des Mannes, der Kofferträger bei der ersten sächsischen Eisenbahn war, half, das Gepäck der anderen Leute in den Wagen zu schleppen. Aber immer musste er wieder aussteigen, immer fuhr der Zug ohne ihn los in eine unbekannte, alles versprechende Ferne. Nun waren sie dem Vater im Steinbruch sehr nahe, denn sie wussten ja, wie hoffnungslos verloren man sich da fühlt.

Die Mutter zog ihre Kinder nach dem Tod des Vaters allein groß, man weiß schon, wie das zuingt, es ist alles vorstellbar, ich muss da keine Geschichte draus machen mit Figuren und Konflikten, die ich erfinde und an der Strippe meiner Worte halte. Nie genug zu essen, die Sachen zu groß oder zu klein, abgenutzt schon von den Geschwistern, nach der Schule immer arbeiten müssen, denn die Bewohner des Armenhauses hatten im Sommer die Wassergräben der Gemeinde frei zu halten und zu reinigen und im Winter Schnee zu schippen auf den Straßen, und wenn dann

noch Zeit blieb, halfen sie den Bauern auf dem Feld oder im Stall für ein paar Eier oder Kartoffeln oder ein Brot. Und dankbar sein für alles. Und immer höflich und nett sein zu den alten Weibern im Dorf, die sich, während er den Platz vor dem Gemeindeamt fegte, laut darüber unterhielten, wie schrecklich das alles sein muss für die armen Kinder und die arme Mutter, so ganz allein, und dem Jungen übers Haar streichen wollten, und er musste den Kopf dafür hinhalten und durfte ihn nicht wegrehen. Und immer folgsam sein, weil die Mutter es so brauchte, sie hatte genug Sorgen schon, da mussten die Kinder nicht auch noch Ärger machen, vor allem nicht in der Schule. Aber er war ein guter Schüler, denn, so sagte der Lehrer der Mutter, er sei ein kluger Kopf und folgsam auch, aus ihm könnte mal was werden.

Und wie soll man gar erzählen, was ich viele Jahre nach dem Tod des Mannes entdeckte, als die Kiste mit den alten Familienurkunden zu mir ins Haus kommt und mir das Herz fast stillsteht, weil ich sehe, die Mutter des Mannes, meine Großmutter, war geboren im Herrenhaus des Nachbardorfes. Der Grundbesitzer

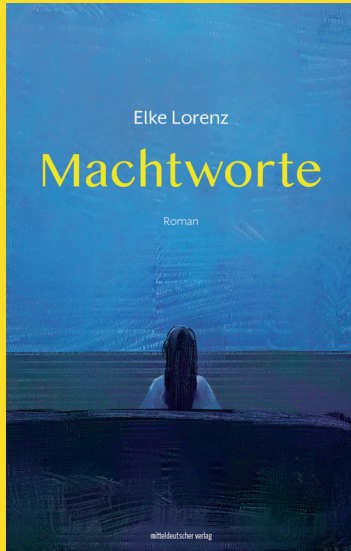


hatte 1880 im Gemeindeamt angezeigt, dass seine Frau ein Mädchen geboren habe, der Vater aber sei er nicht. Erst Jahre später findet sich ein Vermerk, dass ein armer Häusler aus einem anderen Dorf die Vaterschaft für die Tochter der Frau Grundbesitzerin anerkennt.

Es interessiert mich nicht, ob es eine schöne und tragische Liebe war zwischen der reichen Frau und dem armen Bauern oder einfach nur eine Lust des Fleisches. Ich will mir keine Geschichte darum bauen, warum der Grundbesitzer seine Frau mit diesem Kind nicht gleich aus dem Haus warf und das kleine Mädchen hier aufwachsen durfte, wohl ohne die Not kennenlernen zu müssen, aber gewiss schon früh wissend, ein Kind der Schande zu sein. Als die Grundbesitzersfrau einige Jahre später starb, konnte der betrogene Mann das halbwüchsige Mädchen endlich weggeben, dorthin, wohin es gehörte, in die Kate ihres leiblichen Vaters, dem sie diente, bis er sie bald schon mit dem geringsten Steinbrucharbeiter verheiratete, der nichts besaß, kein Haus, keinen Hof, kein Feld, kein Vieh.

Was für eine unglaubliche Geschichte, die es doch, so meint man, im wirklichen Leben gar nicht geben

konnte. Meine Großmutter war die Figur in einem bösen, trostlosen Märchen ohne glückseliges Ende. Einen Roman könnte man daraus machen, würden die Leute sagen. Ja, dann sollen sie ihn sich doch daraus machen. Ich kann hier jetzt nicht jeder Geschichte hinterherrennen. Ich bin zu alt dafür und säe ja nicht im Frühjahr und habe dann Zeit und sehe alles wachsen und ernte die Früchte, bevor es Winter ist. Es muss schön sein, im Herbst eines Lebens die Ernte einfahren zu können. Ich aber lege meine Worte in eine sonnenmüde, hartgedörrte Erde, die Tage schon kalt und kurz und zählbar bis zum ersten Frost, bald liegt der Winterschnee darüber, der Frühling fern und meine Sache dann nicht mehr.



Elke Lorenz  
**Machtworte**  
Roman

244 Seiten, gebunden mit Lesebändchen

ISBN 978-3-96311-683-4

20,00 €

Mit erzählerischer Sicherheit und sprachlicher Genauigkeit beschreibt Elke Lorenz die Geschichte eines Mädchens und ihrer Familie im Osten Deutschlands. Sie wächst nach dem Krieg als Tochter eines der neuen Gesellschaft kompromisslos dienenden Staatsanwaltes auf. Immer ist sie konfrontiert

mit seiner Wortmacht, seinen Forderungen, seinen Anklagen und Urteilen, seinem Krieg der Worte. Der Mann weiß alles, hört alles, er hat immer recht. Irrte er, war das nötig gewesen für einen höheren Zweck.

Und das Mädchen hat zu folgen. Sie muss vieles durchleben und verstehen, Verletzendes, Böses, Komisches, bis bei ihr aus dem Nachreden ein Nachdenken wird, bis sie als junge Frau andere Worte als der Vater für ihr Leben sucht und findet. Nur selten ist die kaum bekannte Welt einer ideologisierten Staatsgläubigkeit auch in der Familie und das Ausbrechen daraus so nachdrücklich, schonungslos und doch berührend beschrieben worden wie in diesem Debütroman.